

(Nachdruck verboten.)

31)

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Die Mutter fragt, ob er Schulden habe. Er schreibt nein. Und er hat Schulden, wohin er sieht. Aber er wird sie all einmal abtragen, wenn er das Studium hinter sich hat und eine Praxis gefunden hat. Er wird einfach Landarzt werden. Ein schlichter, ruhiger Mensch, der mit den Bauern lebt und den Bauern beisteht und sich um die Welt nicht kümmert. Mag werden wie das will — wenn er nur die Saat wachsen sieht im Frühjahr und die Bäume grün werden — und dann die Getreidefelder reifen im Sommer und Trauben und Obst im Herbst. Ganz still will er durchs Leben gehen. Genießen und wirken und gut und ruhig sein. Die Mutter zu sich nehmen und sich wo ein Häuschen hinbauen — zwei Pappeln ans Tor und einen großen Rosenbogen über der Tür und einen Rebstock an der Mauer. Ein rotes Dach, das man von weitem sieht, und einen weißen Giebel, der weithin leuchtet wie der Giebel der Eulennühle. Er will sich bescheiden auf seiner engen Scholle, aber sein freier Herr sein.

Das Leben hat seine Schwere in ihn gelegt, und die Verhältnisse haben einen engen Ring um ihn gezogen.

Er weiß nicht, wie es gekommen — im siebenten Semester fing der Psychiatrieprofessor Winter an sich für ihn zu interessieren. Zunächst ist ihm das nicht lieb. Es lenkt ihn ab. Er will unbeirrt auf das Examen zusteuern. Er hat sich seither nicht ablenken lassen, warum jetzt? Und doch tut er's!

Er arbeitet mit Professor Winter. Der Professor ist daran, ein grundlegendes Werk über Geisteskrankheiten fertig zu stellen. „Die physischen Grundlagen angeborener und erworbener Geisteskrankheiten.“ Philipp ist anfangs nur sein Abschreiber. Er tut die Arbeit gern. Sie bringt ihm viel Neues entgegen, er fühlt, wie er sich geistig erweitert. Er spürt, wie das Zweitstudium eng macht. Das macht ihm Eifer. Er dehnt ihn auf andere Gebiete aus. Er interessiert sich für Literatur. Und da er immer noch den Gedanken hat, ein Landarzt zu werden, bekümmert er sich nun auch um die Landwirtschaft. Er sagt sich, es gehört dazu. Dazu ist man doch schließlich vom Lande und will wieder auf das Land. Aber noch einen Vorteil hat die neue Beschäftigung: er kann die Privatstundenplage aufgeben. Und durch den Professor wird er in ein paar Familien eingeführt. Spießbürger, das sieht er gleich, denn es gibt nur Spießbürger hier; aber immerhin. Dabei denkt er an das Häuschen seiner Mutter daheim und das Stübchen, an die billigen Bilder an der Wand und die alten gewöhnlichen Möbel. Hier ist Reichtum und Bornehmheit um ihn. Das wirkt. Das lockt und zieht ihn an. Er ist wohl ichen und schüchtern und im Grunde immer ein wenig fremd und fühlt sich auch deplaziert; es ist ihm ein gehörig Teil Selbstbewußtsein durch die Entbehrungs- und Arbeits- und Knechtschaftsjahre dahingegangen, das spürt er — aber er spürt es auch in sich wachsen, daß er ein Recht der Zugehörigkeit hier habe. Es ist, wie wenn einer über sich greift nach Früchten, die über ihm hängen. Lange hat er in die leere Luft gegriffen, weil er noch zu klein war, etwas zu fassen — nun faßt er. Er ist größer geworden. Er ist den beladenen Nesten näher gekommen.

Professor Winter ist sehr zufrieden mit ihm. Er muß ihm helfen, die Quellen zusammenzutragen. Es ist eine heillose Arbeit, oft widerwärtig und ermüdend. Aber Philipp tut sie mit Gewissenhaftigkeit.

Dabei vergeht das Semester — die Ferien gibt er diesmal daran — ein neues Semester steht vor der Tür.

Nun ist er mit sich einig. Es hat ihn Kampf gekostet, den Entschluß zu fassen; aber es muß sein. Was soll er sich länger und länger hinhalten und die Zeit verstreichen lassen!

Der Sonntagmorgen ist klar und hell. Aprilfrische. Und klar und hell tönen die Glocken. Von weither hört man sie. In den Gassen liegt ein Glanz. Das Fachwerk der alten Stadelhäuser hebt sich so scharf heraus. Man kann die einzelnen Sprünge deutlich lesen, man sieht die naiven, reichen Formen

der Schnitzereien. Es ist so lustig alles. Diese alte Welt, welche Heiterkeit hatte sie, und doch wie wichtig nahm sie all die Kleinigkeiten und Nichtigkeiten! Sie konnte nicht anders, sie mußte sich in jedem Teilchen offenbaren und ihm ihr Gepräge geben. Da waren die eigenartigen Gitter und Beschläge an den Fenstern und Läden, die kräftigen groben Blossen an den Streben, die schöngeschmiedeten alten Schilde, die schiefen Erker und die breiten Brüstungen mit den Blumenhaltern und ausladenden Gesimsen. Man mußte sich nur die Menschen dazu denken, wie sie behaglich und zufrieden waren, ruhig in die Welt saßen und geruhig der Welt zusehen konnten, denn sie hatte einen breiten festen Laft, den nichts Ueberraschendes und Plötzliches stören konnte, der so fest und sicher weiter ging wie das Rauschen des Waldes, das von Höhe zu Höhe und von Gang zu Gang in dem steten großen Ton zog, den es einmal angenommen hatte.

In dem alten Hause, das „Zum eisernen Schwur“ hieß — eine eiserne Ritterhand mit drei emporgestreckten Fingern war sein Zeichen — wohnte Professor Winter.

Philipp schlug das Herz, als er die schwere Eichentür aufgezogen hatte und nun in dem weißgetünchten Gang mit der dunklen Stiege stand, die bei jedem Schritte so heftig knarrte, als seien ihr die neuen Füße nicht recht, die auf sie traten, und als fordere sie die alten, schwereren, die einst ihre Jugend über sie getragen hatten.

Und nun stand Philipp vor dem Professor, der in seinem Arbeitszimmer, das rings mit Büchern bestellt war, arbeitete. Philipp war dieser Raum so wohlbekannt, und an dem kleinen Tischchen hier in der Ecke hatte er so oft gegessen und Erzerpte gemacht, nun stand er so fremd darin und geniert.

Der Professor war liebenswürdig wie immer.

„Was bringen Sie, Herr Kaiser?“

Philipp fand nicht gleich Worte, obgleich er sich genau zurechtgelegt hatte, wie er beginnen wollte. Er zwifte sich an den Notzischen und stammelte etwas, dann sagte er fest und deutlich heraus: „Ich komme, Herr Professor, um Ihnen einen schweren und festen Entschluß mitzuteilen.“

Der Professor sah ihn an. Dann lächelte er ein wenig. „Sie sind aufgeregt. Nehmen Sie es nicht so wichtig. Kommen Sie, setzen Sie sich zuerst in aller Ruhe hin, und dann sprechen wir wie gute Freunde miteinander.“

Philipp verwirrte das zuerst. Er setzte sich auf die Chaiselongue und sah ziemlich hilflos zu Boden.

Der Professor brachte Zigaretten und bat ihn, zu rauchen. Er begann damit. Und nun ward im blauenden kreiselnden Rauch bald alles leichter.

„Also, was haben Sie?“

„Ich muß die Arbeit bei Ihnen aufgeben, Herr Professor!“

„Und warum? Behagt Sie Ihnen nicht? Sie ist mühsam und langweilig — und Sie kommen zu keinem rechten Lebensgenuß dabei. Ich habe das selbst schon gedacht. Aber was veranlaßt Sie?“

Philipp tat einen tiefen Zug und schluckte den Rauch. „Nein, das ist's nicht. Aber ich muß Ihnen offen sagen, Herr Professor, ich komme so nicht zum Ziel. Mein Ziel ist ein baldiges Examen.“

„Ja?“

„Ja! Ich bin arm — ich besitze gar nichts, habe eine arme Mutter, die schwer arbeiten muß, sich selbst durchzubringen und sich noch so viel abknappst, mir dann und wann etwas zu schicken. Das litt ich freilich in letzter Zeit nicht mehr, ich verdiente genug durch meine Arbeiten. Meine Schulden konnte ich nicht abtragen, aber ich konnte leben.“

Er machte eine Pause und wartete, ob der Professor etwas einwerfen würde. Aber er tat es nicht. Er hatte den Oberkörper vorgebeugt und die Arme auf die Knie gestützt und rauchte ziemlich hastig seine Zigarette. Er sah nicht auf und wartete ruhig, bis Philipp weiter fuhr. Nun tat er's denn.

„Ich muß möglichst rasch in den Beruf hineinkommen. Das ist's. Das ist das Ziel. Und so gerne ich bei Ihnen arbeite, so werde ich doch durch die Arbeiten von diesem Ziel abgehalten. Darum mein Entschluß, so schwer er mir wird.“

Der Professor wippte ein paarmal mit den Fußspitzen. Dann rückte er seinen Stuhl näher und sagte:

„Sie haben recht, und ich verstehe Sie. Ich war selbst arm, und ich weiß, wie das ist. Reden wir wie gute Freunde. Es kann sein, daß es das beste wäre, wie Sie es meinen. Es ist auf jeden Fall der rascheste Weg. Aber hören Sie einmal — ich habe auch schon über Ihre Zukunft nachgedacht. Sehen Sie, wenn ich mein Werk vollenden kann, werde ich Autorität genug haben, bei der Regierung eine psychiatrische Klinik an der Unibertät durchzusetzen. Das ist mein Traum und Plan. Dann liebe sich arbeiten. Theorie ohne Praxis ist einfach Unsinn. Genügt den Leuten am grünen Tisch, aber uns nicht. Es ist purer Egoismus von mir, daß ich nicht Ihren Plan ausgeführt sehen möchte, sondern meinen.“

„Ja, aber, Herr Professor —“ warf Philipp ein.

„Warten Sie nur einmal. Mein Werk müßte möglichst bald fertig werden. Die ersten Bogen könnte ich schon in Druck geben. Helfen Sie mir weiter. Die psychiatrische Klinik muß kommen, auf jeden Fall. Werden Sie Psychiater statt Landarzt. Wie?“

Philipp wußte nicht.

„Ich will Sie nicht beeinflussen. Man muß Lust dazu haben. Wozu hätten Sie die meiste Lust?“

„Zur Chirurgie, glaube ich.“

„Zur Chirurgie! Ist ja vortrefflich — sie ist in einer psychiatrischen Klinik so notwendig wie jede andere Behandlung. Aber Sie haben keine Abneigung gegen die Psychiatrie?“

„Nein, das nicht, im Gegenteil, sie interessiert mich sogar sehr.“

„Also. Hören Sie, was ich Ihnen vorschlage: schieben Sie das Examen noch hinaus bis zur Vollendung meines Werkes. Wir arbeiten tüchtig zusammen, mit ein oder zwei Semestern ist's getan. Dann schließen Sie Ihr Studium ab. Gehen ein wenig in Praxis, gehen vielleicht in eine Landpraxis oder in eine Klinik, je nachdem — vielleicht findet sich ein Sanatorium — und dann, wenn ich die psychiatrische Unibertätsklinik durchgeführt habe, werden Sie mein erster Assistentarzt.“

„Aber,“ sagte Philipp, „die pekuniäre Frage.“

„Die pekuniäre Frage! Sehen wir die Sache ganz vorurteilslos an: es muß Ihnen eine Summe geschafft werden. Ein Darlehen von ein paar tausend Mark. Das findet sich. Ich werde sorgen. Sie haben gar keine Verpflichtung, keine Erkenntlichkeit. Der Erkenntliche bin nur ich. Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag. Es springt vielleicht bei unserer gemeinsamen Arbeit gleich ein Doktorthema für Sie heraus. Und wenn Sie hier fertig sind, fühlen Sie sich ganz frei. Sie wollen sich ja nicht gebunden fühlen. Wollen Sie eine andere Karriere einschlagen, gut — wollen Sie nicht, gehen Sie den Weg, den ich Ihnen gezeigt habe.“

Philipp sann nach.

„Sie brauchen sich nicht gleich zu entschließen!“

„Doch. Ich gehe auf Ihren Vorschlag ein, Herr Professor.“

So war's gut und abgemacht.

Sie saßen noch lange beisammen und unterhielten sich. Als Philipp nach Hause ging, war ihm, jetzt sei sein Weg ganz gerade und sicher. Aber wie er durch die Gassen schritt, deren Häuser ihm so festgefügt und wetter- und zeitenwiderständig vorkamen, trotz leise ein Bangen in sein Herz hinauf. Es war so leicht alles, er war an das Schwere gewöhnt. Es war ein Glück, das ihm in den Schoß fiel. Er war daran gewöhnt, das Kleinste zu erarbeiten und sich abzuquälen. Er traute nicht. Er traute dem geraden und sicheren Wege nicht, der so klar war. Es mußte doch wo eine scharfe Biegung in ihm kommen, um die er nicht sehen konnte. Und er dachte, daß das in seinem Leben so sein müsse. Er konnte sich's nicht anders mehr denken als Ringen und Zwingen, als Not und Müh. Das war die arme Herkunft, das war das geringe Besitztum an Eigenwertgefühl, und das waren die harten Studienjahre, die seine Energie gerade da verbrauchte hatten, wo die Kommilitonen von aller Schwere und Enge befreit waren. Er fühlte es bitter: sie hatten die Jugend genießen können und ihre Leichtigkeit. Er hatte sie vermissen und verschweigen müssen.

So kam er in seine Bude. Er war übellaulig, gedrückt. Aber dann hatte er von seinem Fenster aus den Blick über die Dächer der Stadt hinweg nach dem Walde, der immer mehr grünte, nach der Burg, auf der die Fahne wehte und über die die Wolken hinzogen in lustigen wechselnden Haufen — fast so, wie er sie früher in den Schloßruinen gesehen hatte, als der Sommer über dem Lande stand.

(Fortsetzung folgt.)

4)

## Der fuchs.

(Nachdruck verboten.)

Ein Tiermärchen von Karl Gwald.

(Autorisierte Uebersetzung von Hermann Rih.)

Der Fuchs überlegte, daß es das Allerbernünftigste sei, in der Höhle zu bleiben. Bei der Treibjagd wurden keine Dachshunde mitgenommen, so daß er dort unten bis zur Beerdigung der Jagd am besten aufgehoben war. Allerdings war er sehr hungrig; aber das würde schon vorübergehen, er hatte schon mehr als einmal gehungert; ein Tag ohne Nahrung war dem gewissen Tod bei weitem vorzuziehen. Und er hatte das unheimliche Gefühl, daß er diesmal auf dem Plage bleiben würde, falls er sich der Jagd nicht entzöge. Er war eben nicht mehr ganz jung und auch nicht mehr behende genug. Den famosen Sprung, der ihm neulich das Leben gerettet hatte, glaubte er nicht noch einmal machen zu können.

Wie gedacht, so getan. Kurz darauf saß der Fuchs in seiner Höhle und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Er hörte deutlich den Knall der Schüsse und den Ruf der Treiber im Walde. Aber das foht ihn nicht an. Den Kopf auf den Vorderpfoten, lag er so nahe am Ausgange, daß er gerade noch die Oeffnung sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Und wie er nun wartend dalag und seine Gedärme vor Hunger knurrten, da kamen zwei Hasen und setzten sich dicht vor den Bau.

„Die müssen ganz verrückt sein“, dachte der Fuchs; er rührte sich aber nicht vom Fleck und lag mauschenstill da.

Daselbe taten die beiden Hasen. Sie hatten sich so lange herumgetummelt, daß sie ganz verwirrt im Kopfe waren. Die Schrotkörner hatten ihre langen Ohren umsaugt, und der eine von ihnen war so nahe an einem Treiber vorbeigekommen, daß er einen Schlag über den Rücken gekriegt hatte. Bergens hatten sie versucht, die Kette zu durchbrechen. Ueberall waren sie zurückgewiesen worden. Und nun saßen sie hier mitten im Getümmel und konnten bloß ihr letztes Stündlein erwarten. Sie saßen auf einem kleinen Hügel, der mit niedrigem Strauchwerk bewachsen war, das noch nicht einmal hoch genug war, ihre langen Ohren zu verdecken.

„Gott behüte mich“, sagte der eine. „Wir haben uns gerade vor den Fuchsbau gesetzt.“

„Es ist wirklich gleichgültig, wo wir sitzen“, sagte der andere traurig. „Findest Du, daß es besser wäre, vom Jäger erschossen als vom Fuchs gefressen zu werden? Außerdem ist der Fuchs selber erschossen. Ich habe ihn drüben mausetot liegen sehen.“

„Gott sei Dank, daß es noch andre Füchse außer mir gibt“, sagte der Fuchs vor sich hin. „Ich möchte wissen, wie alt die Hasen sind. Wenn sie noch jung wären, möchte ich mir wohl einen von ihnen zu Gemüte führen. Es wäre eine großartige Idee, hier unten Hasenbraten zu essen, während die da oben schießen. Uebrigens näherten sich die Schüsse meiner Höhle. Vielleicht ist es zu gewagt für mich, mir den Hasen zu holen. Na, jedenfalls können wir mal etwas näher herangehen.“

Lauflos kroch er auf den Ausgang zu, wo die Hasen saßen. Sie merkten seine Annäherung nicht, so groß war ihre Angst. Außerdem waren sie ja davon überzeugt, daß er tot sei. Je mehr sich die Schüsse näherten, desto eifriger schmahten sie in ihrer Not.

„Ach, wer es doch so gut hätte wie der Fuchs“, meinte der zweite. „Der hat Zähne, womit er um sich beißen kann, und braucht sich vor keinem hier zu fürchten. Und wenn der Jäger Jagd auf ihn macht, dann hat er seine Höhle tief in der Erde, wo er Schutz suchen kann. Die hat zwei Ausgänge oder gar drei.“

„Ich habe nun freilich vier“, sagte der Fuchs für sich. Aber der Förster kennt sie alle, darum sind sie nicht mehr wert als einer.“

„Wie kannst Du nur so etwas sagen!“ entgegnete der erste Hase. „Möchtest Du wirklich so ein heimtückischer widertätiger Fuchs sein, den alle Tiere des Waldes um seiner Boshaftigkeit und List willen fürchten und hassen?“

„Da haben wir wieder die alte Geschichte“, sagte der Fuchs in seinem Versteck. „Genau wie die Nachtigall! Sie sind alle gleich verrückt mit ihrem Gerede. Aber warte nur, bis ich Dich zwischen den Zähnen habe, mein kohlfressender Freund! Dann sollst Du meine Bosheit schon spüren!“

„Nein“, fuhr der erste Hase fort, „da will ich doch lieber ein armer verfolgter Hase sein, der sich redlich von Gemüse nährt und keiner Mutterseele etwas zuleide tut.“

„Natürlich“, höhnte der Fuchs vor sich hin. „Der Kohl und die andern Gemüse, die Du frisstest, dürfen nach Deiner Ansicht nicht am Leben bleiben; und Du bist ein feiner Kerl, wenn Du sie verspeist, bloß darum, weil sie nicht schreien. Ich aber bin ein hinterlistiger Räuber, wenn ich Dich fresse. Warte nur... jeht hol ich Dich.“

Der Fuchs sprang hinzu und biß den einen Hasen in den Nacken. Im selben Augenblick erscholl ein Schuß, und der zweite fiel tot hin. Im Nu war der Fuchs mit seiner Beute wieder in der Höhle und schüttelte und streckte sich, um zu sehen, ob ihn nicht eins der Schrotkörner getroffen habe. Aber merkwürdigerweise war er unversehrt.

„Es ist gut abgelaufen“, sagte er. „Und nun habe ich wenigstens etwas zu fressen, so daß ich die Belagerung aushalten kann, und wenn sie acht Tage dauern sollte.“

Er fing an, den Hasen zu verspeisen, doch nach kurzer Zeit hob er den Kopf und lauschte. Draußen hörte er Stimmen. Er kroch mit seiner Beute so nahe an den Eingang heran, daß er hören konnte, was dort vor sich ging, und entdeckte sogleich, daß die Jäger gerade vor seiner Höhle versammelt waren. Sie standen um den erlegten Hasen herum und betrachteten ihn eine Weile. Dann pfiff einer von ihnen, es kamen Leute mit den Frühstückskörben; und man setzte sich und begann zu essen. Einer streckte seinen Stiefel in die Fuchshöhle hinein und stieß die Erde los.

„Du Schwein!“ schalt der Fuchs. „Du beschmußt mir meinen Hasenbraten. Ich möcht' Dich in den Stiefel beißen.“

„Ich bin überzeugt, daß hier ein Fuchs ist“, sagte einer der Jäger. „Gerade als ich auf den Hasen schoß, sah ich einen Fuchs im Sprunge. Vielleicht ist er in der Höhle.“

„Das ist nicht unwahrscheinlich“, entgegnete der Förster. „Hier wohnt ein alter Fuchs, der kügste im ganzen Walde. Ich hab' ihn nie zur Strecke bringen können, und er hat mir manch schönes Küchlein gestohlen. Mit seinen Jungen hat es jetzt ein Ende genommen. Die beiden letzten haben wir heut morgen beim ersten Treiben geschossen. Aber ich halte es für recht wohl möglich, daß der Alte klug genug ist, heute in seiner Höhle zu bleiben.“

„Wie gut Du Bescheid weißt!“ sagte der Fuchs. „Und wie genau Du meine Familienverhältnisse kennst! Ob Du wohl auch riechen kannst, daß ich Hasenbraten esse. Du alter Förster, dem ich schon so oft einen Schabernack gespielt habe? Ich muß allerdings gestehen, daß Deine Hühner besser schmecken.“

„Hier im Walde sind zu viele Füchse“, sagte der Förster. „Wir haben auf der heutigen Treibjagd nur zwei erwischt und werden diesmal auch kaum mehr zu fassen kriegen. Die Burschen sind zu klug. Aber den Kerl hier muß ich haben. Ich habe zwei neue Dachshunde bekommen, die ganz ausgezeichnet sein sollen. Morgen werd' ich in aller Frühe hierher gehen; dann werden wir hoffentlich den schlauen Burschen erwischen. Die Höhle hat vier Ausgänge. Die beiden Hunde postieren wir in zwei dieser Öffnungen, während mein Gehilfe und ich auf die andern beiden achtgeben. Aber wir müssen früh aus den Federn, wenn wir den Kerl überlisten wollen.“

„Allerdings“, sagte der Fuchs. „Ich fürchte, Du mußt lieber gar nicht zu Bett gehen, wenn Dir Dein schöner Plan Vergnügen machen soll. Ich kenne einen alten Fuchs, der heut nacht nicht zu Hause schläft.“

Die Jäger verzehrten in Ruhe ihr Frühstück, und der Fuchs verzehrte seinen Hasen. Als die Jäger fertig waren, war auch der Fuchs fertig. Und nachdem die Jäger fortgegangen waren, verlieh der Fuchs seine Höhle, legte sich in die Sonne und schlief vergnügt ein. Er wußte, daß die Gefahr für diesmal vorüber war.

Als nach beendeter Jagd im Walde wieder alles still geworden war, erwachte der Fuchs und redete und streckte sich gähmend. Dann setzte er sich auf seinen Schwanz und dachte darüber nach, was jetzt zu tun sei.

Er war fest davon überzeugt, daß der Förster wie er es gesagt hatte, sich mit seinen beiden neuen Hunden, die so ausgezeichnet sein sollten, und mit dem Forstgehilfen am nächsten Morgen einfänden würde. Er aß ja freilich heute auf dem Gut zu Mittag, und das zog sich immer ziemlich lange hin. Aber der rüstige alte Herr war der Mann dazu, trotzdem beizeiten auf den Weinen zu sein; wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann führte er es auch aus. Während der Nacht würde er jedenfalls nicht kommen; denn er wußte, daß dann der Fuchs nicht zu Hause war. Dessen Lebensweise kannte er ja ebenfogut wie der Fuchs selber. Er wußte, daß Keinele kurz vor Sonnenaufgang nach Hause kam. Und gleich danach wollte er mitsamt seinem Gefolge zur Stelle sein.

Natürlich konnte keine Rede davon sein, daß der Fuchs so vornehmen Besuch zu Hause erwartete. Freilich hatte er schon einmal einen der Hunde des Försters zuschanden gebissen, so daß er nie wieder ein rechter Hund wurde, sondern daheim auf dem Hof als armseliger Inbaldie umherhinkte, der das Gnadenbrot aß und sich nicht im geringsten nützlich machen konnte. Und um sich beißen konnte der Fuchs ja allerdings immer noch, wenn er auch ein paar Jahre älter war. Aber zwei Hunde waren mehr als einer, und sie sollten ja so ausgezeichnet sein. Und dann die beiden Schützen! Der Forstgehilfe konnte freilich vorbeischießen, er war noch jung und unbedacht. Aber dem Förster konnte das nicht passieren. Nur ein einziges Mal hatte er nicht getroffen, und das war gerade unserm Fuchs gegenüber gewesen. Dieses Mißgeschick hatte wahrscheinlich viel mehr als die Hühnerdiebstähle den Grimm des Försters entfacht; denn er war nicht dumm und ein sehr vernünftiger Herr, der recht gut verstand, daß alle Leute leben und ihr bestimmtes Gewerbe haben müßten.

Aber es hatte, wie gesagt, keinen Sinn, den Besuch zu Hause zu erwarten, und das wollte der Fuchs denn auch nicht. Er war auch ganz im Reinen mit sich, daß es unmöglich für ihn war, je wieder in seine Höhle zurückzukehren. Das war das Aergertlichste an der Sache. Denn es war eine gute Höhle; er hatte seit langen Jahren darin gewohnt und manchen prächtigen Braten dort unten verspeist. Aber die Hunde würden ja nun die Höhle ganz verschumpfieren. Außerdem würde der Förster natürlich an einem andern Tage wiederkommen, und dann würde der Fuchs wohl kaum wie diesmal vorher gewarnt werden.

Also mußte er umziehen. Er wußte, daß sich ein Ende waldwärts eine sehr hübsche Höhle befand, die seinem Vetter gehörte. Der hatte sie selber gegraben, aber im vorigen Jahre war er auf der Jagd erschossen worden, und seitdem hatte sein Haus leer gestanden. Nun schlich der Fuchs auf wohlbelannten schattigen Pfaden dorthin und nahm die Höhle in Besitz, was geschah, indem er vor jedem der drei Eingänge ein kleines Bedürfnis verrichtete. Nun wußten die andern Füchse, daß der Bau bewohnt war. Und der Dachs wußte es auch; das war notwendig, weil der Dachs sich selten selber eine Höhle graben mochte und darum die der Füchse stahl. Und wenn ein Dachs bloß einen Tag in einer Höhle gewohnt hatte, dann wollte kein Fuchs sie mehr haben, des Geruches wegen. Um ganz davon zu schweigen, daß der Dachs gehörig um sich zu beißen wußte, bevor er auszog.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie die Pflanze auf die Schwerkraft reagiert.

Es ist eine allgemein bekannte Erscheinung, daß krautartige Pflanzen, die im Garten durch irgendeinen Umstand umgelegt wurden, sich alsbald wieder aufrichten oder zum mindesten doch in ihren Triebspitzen die senkrechte Stellung wieder einnehmen. Selbst bei abgeknittenen Blumen oder Zweigen, die schräg in ein Wasserglas gestellt werden, läßt sich diese Erscheinung vielfach feststellen. So richten beispielsweise Löwenmaul und Lupinen, wenn sie schief stehen, in wenigen Stunden ihre Blütentriebsspitzen in die senkrechte Stellung — die Pflanze folgt der Schwerkraft, so nennt der Physiologe diese Erscheinung. Jene Bewegung, die die Pflanze ausführt, um aus der anormalen Lage wieder die normale Stellung zu erreichen, wird eine geotropische Krümmung genannt.

Wer die Neigung hat zum Experimentieren, kann ohne große Kosten einige interessante Versuche über die Schwerkraftwirkung und über die geotropischen Krümmungen anstellen — Erbse- und Bohnenkeimlinge geben das Versuchsmaterial ab. Weiter ist nur noch eine größere Glasglocke, ein Weißbierglas oder großes Einmacheglas erforderlich. Die Keimlinge müssen hübsch gerade gewachsen sein. Einen solchen Keimling legen wir unter die Glasglocke, so daß der Trieb wagerecht liegt. Innerhalb 24 Stunden wird die Triebspitze wieder senkrecht nach oben stehen und so weiterwachsen. Wenn wir jetzt das Töpfchen mit dem Keimling wieder aufstellen, so bildet das Pflänzchen einen rechten Winkel; das untere Stück der Pflanze steht senkrecht, das obere, jüngste Stück liegt wagerecht. So bleibt die Pflanze abermals 24 Stunden stehen. Dann sehen wir, daß das wagerechte Triebende sich in seiner Spitze wieder senkrecht aufrichtet hat und nun so weiter treibt. Der ganze Pflanzenstängel teilt sich nun in drei Teile: zu unterst ein Stück senkrecht, dann ein Stück wagerecht und schließlich wieder senkrecht. Dieser Wechsel läßt sich nun durch Umlegen und Aufstellen noch ein paarmal wiederholen. Soll dieser Versuch gut gelingen, so ist notwendig, daß die Glocke feuchte Luft enthält. Dies wird erreicht, wenn die Glocke in eine flache Schale gestellt wurde, deren Boden mit etwas Wasser bedeckt ist. Weiter ist notwendig, daß die Glocke gleichmäßig vom zerstreuten Tageslicht beleuchtet wird; einseitige Beleuchtung, wie direkte Sonnenbestrahlung gefährdet den Versuch. Dieser Versuch kann auch an absolut dunkler Stelle ausgeführt werden, wo kein Lichtstrahl die Pflanze trifft. Hier sehen wir die Erscheinung genau in derselben Weise vor sich gehen, wie eben beschrieben. Das Licht ist also ohne Einfluß auf die geotropische Krümmung, d. h. diese Krümmung wird nicht durch das Licht hervorgerufen. Da bei Lichtmangel das Leben der Pflanze gefährdet ist, läßt sich der Versuch im Dunkeln nicht so lange fortsetzen.

Wie der Stengeltrieb senkrecht nach oben wächst, so hat die Wurzel das Bestreben, senkrecht nach unten zu wachsen. Auch sie krümmt sich, sobald sie aus der senkrechten Stellung gebracht wurde. Wollen wir eine solche Krümmung beobachten, so müssen wir den Sämling aus der Erde herausnehmen. Mit einem Stückchen Draht können wir einen solchen Sämling in wagerechter Lage schwebend unter der Glasglocke aufstellen. Jetzt beobachten wir beim Stengeltrieb genau die negative geotropische Krümmung, wie vorher, während wir die Wurzel sich positiv geotropisch krümmen sehen. Das heißt, das wagerecht gelegte Wurzelstück krümmt sich in der Richtung der Schwerkraftwirkung dem Erdmittelpunkte zu. Solange es gelingt, die Pflanze am Leben zu erhalten, so lange lassen sich die Versuche fortsetzen.

Daß die Ursache dieser Bewegung in der Schwerkraftwirkung zu suchen ist, haben die Physiologen schon seit langem durch mannigfache andere Versuche festgestellt. Allein man kannte immer nur die Erscheinung, die Wirkung der Ursache. Nicht aber war bekannt, was die Pflanze eigentlich veranlaßt, der Schwerkraftwirkung Folge zu leisten. Mit anderen Worten; Wodurch erfährt die Pflanze, daß ihre Organe aus der normalen Lage herausgebracht wurden und wie sie diese wieder in die Normalstellung hineinbringen kann? In der Zoologie ist die analoge Frage schon längst beantwortet. Jedermann hat schon einmal beobachtet, daß ein auf den Rücken gelegter Käfer sich solange krümmt und windet, bis er wieder auf den Füßen steht. Das Tier verfügt über mit Flüssigkeit gefüllte kleine Hohlräume, Statolithen genannt. In der

Klüftigkeit schwimmt ein fester, kugelförmiger Kalkkörper, Statolith genannt. Die Statolithen stehen mit dem Nervensystem in Verbindung. Nun ist diese ganze Einrichtung so beschaffen, daß das Tier die Statolithen nur dann fühlt, wenn es sich nicht in seiner Normalstellung befindet. In diesem Falle üben die Statolithen einen Druck auf das Nervensystem aus und dadurch wird das Tier veranlaßt, durch Bewegungen dem Reize solange entgegenzuwirken, bis der Reiz wieder aufhört.

Etwas Ähnliches suchte der Botaniker Noll auch für die Pflanzen nachzuweisen. Dieser Forscher vermochte aber die Orientierungskörper nicht aufzufinden; er nahm deshalb an, daß sie unsichtbar seien. Zwei andere Forscher haben später solche Statolithen nachgewiesen. Beide bemerkten, und zwar ganz unabhängig voneinander, daß in bestimmten Zellen des Pflanzenkörpers die Stärkekörnchen ein ganz eigenartiges physikalisches Verhalten zeigten. In diesen Zellen sind die Stärkekörnchen schwerer als der Plasmainhalt der Zelle, sie befinden sich deshalb stets auf der jeweilig unteren Seite der Zelle. Ist die Pflanze in ihrer Normalstellung, so empfindet sie den Druck der Stärkekörnchen nicht als Reiz. Werden aber die Pflanzenorgane in eine anormale Lage gebracht, so weichen die Stärkekörnchen aus der Normallage aus. Die Pflanze fühlt jetzt den Zwang, den Reiz zu beseitigen; das ist nur möglich, indem die Pflanze sich so dreht, daß die Organe und damit auch die Orientierungskörper wieder in die Normalstellung kommen.

Als Sitz solcher reizempfindlicher Zellen konnten die Wurzelhaube und die Stärkescheide festgestellt werden. Die Wurzelhaube ist ein Gewebe, das die Wurzelspitze klappenartig bedeckt. Die Stärkescheide lagert unter der Rinde der oberirdischen Pflanzenteile.

Die Beobachtungen dieser beiden Forscher, Nemeč und Haberlandt, sind in jüngster Zeit vielfach nachgeprüft worden; sie fanden Bestätigung sowohl durch vergleichend anatomische wie auch durch experimentelle Versuche. Es sind auch mikrophotographische Aufnahmen der Stärkekörnchen in den verschiedenen Lagen gelungen, so daß die Wissenschaftler nicht mehr daran zweifeln, daß die für das Tierreich nachgewiesene Statolithentheorie auch Geltung besitzt im Pflanzenreich. h.

## Kleines feuilleton.

### Erziehung und Unterricht.

Farbenbenennungen als Intelligenzproben. Ueberraschende Beziehungen zwischen allgemeiner Intelligenz und deren Vermögen, Farben zu benennen, haben Untersuchungen des Kölner Arztes Dr. Warburg ergeben, die er an 1800 Schülkinder vorgenommen hat. Farbige Wollfäden werden auf Karton aufgelegt und die Kinder haben die Farben zu benennen. Die Farben werden in zwei Gruppen geteilt. Weiß, Schwarz, Rot, Gelb, Grün und Blau bilden die eine Gruppe, die erheblich besser bekannt ist; Braun, Grau und Violett können die Kinder nur sehr mangelhaft benennen. In der untersten Klasse der Volksschule konnten Knaben — bei einem Durchschnittsalter von 6,5 Jahren — Weiß in allen Fällen, Schwarz zu 98 Proz. benennen; Rot kamten 88 Proz., Gelb 87 Proz., Grün 57 Proz., Blau 49 Proz. Sämtliche Farben der ersten Gruppe wurden von 43 Proz. der Knaben richtig benannt, dagegen mußte niemand alle Farben der zweiten Gruppe mit Namen zu bezeichnen. Braun nannten 19 Proz., Grau 10 Proz., Violett 2 Proz. Aber auch die Knaben der höchsten Schulklassen wußten bei einem Durchschnittsalter von 12,5 Jahren durchaus nicht alle Farbnamen: nur 78 Proz. nannten Blau, nur 63 Proz. Braun, 36 Proz. Grau, 30 Proz. Violett.

Entwickelter erwiesen sich die Mädchen. Hier benannten 5 Proz. in der untersten Klasse alle Farben der zweiten Gruppe. In der obersten Klasse wußten sie alle drei 87 Proz.; selbst das noch für die älteren Knaben so schwierige Violett wurde von 98 Proz. der Mädchen gekannt. Bei den Frauen ist auch die Farbenblindheit seltener, 0,2 Proz., bei Männern 4 Proz.

Die Zahl der richtigen Antworten stieg von Klasse zu Klasse, und die Intelligentesten jeder Klasse gaben die meisten Farben richtig an.

### Völkerrunde.

Frauen- und Mädchenhandel in China. Der Missionspater Johann Jesacher berichtet in einem Briefe über die letzte Hungersnot in Ost-Schantung über den Frauen- und Mädchenhandel. Wir lesen darüber im „Globus“: Der Handel blüht in solchen Zeiten der Not. Vom Geseß ist er freilich verboten, aber man weiß es zu umgehen. Die Opfer werden auf die Märkte für den Frauenhandel gebracht, die teils ständiger, teils wechselnder Art sind, und da feilgeboten; der gewöhnliche Marktpreis ist 200 bis 300 M. Es gibt ferner Handelsreisende, die entweder auf eigene Rechnung oder als Agenten einer Firma umherreisen, Bräute suchen und abgeben, kaufen und verkaufen. Der Handel, den der Vermittler direkt mit den Eltern abschließt, gilt in China nicht einmal als etwas Schlechtes. Die Mädchen bringen den Eltern durch ihren Verkaufspreis das Geld, mit dem sie ihre Schulden zahlen oder Getreide zum Essen kaufen können. Oft wünschen die Mädchen sich selber dieses Los, weil sie hoffen, im

Gaule des Käufers keine Not leiden zu müssen; der ist ja in der Regel sehr reich und wohl imstande, sich eine Nebenfrau halten zu können — so wird kalkuliert. Es kommt dann allerdings manchmal anders, aber man tröstet sich mit dem Gedanken: Die Eltern haben es so gewollt; gegen das ihr von den Eltern bestimmte Los wagt eben keine chinesische Tochter zu murren.

Aber auch Frauen kommen in den Handel. Witwen ohne Knaben werden fast immer aus dem Hause entfernt, besonders wenn die Familie arm ist; sie werden einem anderen Manne zugewiesen und ihre etwa vorhandenen kleinen Mädchen an andere Leute abgegeben oder verkauft. In den chinesischen Moralbüchern spielen die treuen Witwen, die nicht mehr heiraten, eine große Rolle; sie erhalten mit dem 50. Lebensjahre eine behördliche Auszeichnung, und ihnen zu Ehren werden Triumphsporten und Tafeln aus Stein aufgestellt. In Wirklichkeit aber kommt es selten vor, daß eine Witwe ledig bleibt; denn das ist zu teuer. Ueberdies ist sie gewöhnlich nicht Herrin ihrer Entschliefungen, sondern dem Willen ihrer Schwiegereltern unterworfen. Aber nicht nur Witwen, sondern auch verheiratete junge Frauen kommen manchmal auf den Markt, wenn sie keine Knaben haben. In diesem Fall verkauft sie der eigene Mann in der Zeit der Not an einen anderen; die Kinder, die als Last betrachtet werden, fallen für wenig Geld an Liebhaber von Kindern. Oft wünschen die Frauen selbst wegen Hunger und Not von ihren Männern getrennt und an andere verheiratet zu werden, und manchmal geht ein solcher Handel in aller Kälte vor sich; aber es kommt natürlich auch das Gegenteil vor, und man sieht dann, daß es in der Tat nur die bittere Not ist, die zur Trennung geführt hat.

Wehr als gegen den Verkauf selbst richten sich die Geseße gegen gewisse dabei übliche Mißbräuche. So gilt es als schmerzliches Verbrechen, wenn der Unterhändler die Eltern oder den Mann übervorteilt, d. h. weniger zahlt, als der Auftraggeber ihm zur Verfügung gestellt hat. Es kommt aber selten zu einer Klage. Daß Hunger und Not zahlreiche Frauen und Mädchen veranlassen, sich freiwillig preiszugeben, kommt ebenfalls vor, aber das ist ja keine Eigentümlichkeit Chinas allein.

### Naturwissenschaftliches.

Zur Erklärung von Mißbildungen bei Tieren sind von den Fachgelehrten verschiedene Theorien aufgestellt worden. Die meisten Biologen vertreten die Meinung, daß diese Mißbildungen oder Konstitutionsstörungen durch Keimesvariationen, d. h. durch Neigung des Keimes, während seiner Entwicklung neue Formen hervorzubringen, gebildet würden. Da hat nun ein amerikanischer Naturforscher interessante Experimente mit den Eiern eines im Meerwasser lebenden Zahnkarpfen gemacht, die beweisen, daß derartige Mißbildungen auch durch Änderung der chemischen Beschaffenheit des Mediums, in dem die Tiere sich entwickeln, hervorgerufen werden können. Er setzte nämlich dem Seewasser, in dem die Eier des Fisches sich entwickeln sollten, Lösungen von Magnesiumsalzen zu, und die Fische, die nun aus diesen Eiern entstanden, zeigten zu einem hohen Prozentsatz alle Formen der Einäugigkeit (Zylopie), wie sie auch gelegentlich beim Menschen und bei anderen Tieren vorkommen. Da gab es Fische, bei denen die beiden Augen bis zur Berührung genähert waren, da gab es solche mit einem Doppelauge in der Mittellinie des Kopfes, oder solche mit einem einzigen völlig normalen Auge auf der einen Gesichtseite, während das andere verkümmert war oder ganz fehlte, oder solche mit einem einzigen sehr kleinen und stark nach vorn verschobenen Auge, andere Fische wieder hatten ein verkümmertes, tief verdecktes Auge, bei noch anderen endlich fehlten beide Augen. Trotz dieser Mißbildungsercheinungen konnten alle Tiere umhergeschwimmen und Hindernisse vermeiden, genau wie die normalen zweiaugigen Individuen. Die Frage, warum gerade die Magnesiumsalze dergleichen Mißbildungen verursachen, sucht der Gelehrte übrigens mit der anästhesierenden Wirkung des Magnesiums, das die Empfindungsfähigkeit bei Lebewesen abtötet, zu erklären.

Einfluß der Nahrung auf die Färbung der Schmetterlinge. Schon seit mehreren Jahrzehnten ist den Naturforschern bekannt, daß die Färbung der Schmetterlinge durch die den Raupen gegebene Nahrung stark beeinflusst werden kann. Leben z. B. die Raupen des Spanners *Ellopa prosapia* auf der Kiefer, so entstehen rötliche Schmetterlinge, nähren sie sich aber von Fichtennadeln, so entsteht eine Abart, die grün gefärbt ist. Ähnlich verhält es sich mit einem anderen Schmetterlinge (*Sidaria variata*). Lebten seine Raupen von Fichtennadeln, so entsteht eine graue Form, nähren sie sich aber von Kiefernnadeln, so entsteht eine braunlichrote Abart. Der französische Naturforscher Pictet hat nun mit dem Schwanmspinner (*Ocnaria dispar*) über den Einfluß der Futterpflanze auf die Färbung von Schmetterlingen systematische Experimente angestellt, indem er den Schmetterling zwang, anstatt Eichen- und Birkenblätter, die seine Normalnahrung bilden, Walnußblätter zu fressen. Es stellte sich dabei heraus, daß die Schmetterlinge, die aus den mit Walnußblättern gefütterten Raupen entstanden, nicht nur eine entschiedene Größenabnahme zu verzeichnen hatten, sondern auch sofort ihre charakteristische Zeichnung und Färbung verloren. Die sonst grau gefärbten und auffällig gezeichneten Flügel wurden schließlich beinahe weiß und etwas transparent, d. h. sie ließen das Licht durchschimmern. h. b.